



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Der schwache Schimmer der Sternennacht schien zu den Fenstern hinein, lag über dem leeren Kirchenraum.

Er öffnete die Tür, die zum Altar führte, und stieg die Stufen hinan. Auf dem Betschemel kniete er nieder und beugte den Kopf über den gefalteten Händen auf der Altardecke. — — —

Friede senkte sich auf seine Seele hinab.

Sein gemartertes Herz löste sich in stillen, warmen Tränen auf. Und er fühlte, wie der Geist des Herrn in der Stille über ihn kam, und eine namenlose Glückseligkeit durchschauerte ihn.

Endlich stand er auf und ging mit gefalteten Händen die Altarstufen hinunter.

Sein Antlitz leuchtete. Er hatte Gott gefunden.

Durch die geöffnete Sakristeitür schritt er in den Schnee hinaus. Aber als er sich dem Pfarrhause näherte, wo das Licht im Fenster des Arbeitszimmers schimmerte, wandte er sich jäh um.

„Nein — nein! Nicht dahin! Nicht dahin! Nicht zu Menschen!“ Jetzt durfte er Gott nicht wieder verlieren . . .

Und er schlug die entgegengesetzte Richtung ein. An allen Häusern vorüber, hinaus zu dem großen Stein auf der Landzunge.

Nie wieder durfte er seinen Gott verlieren.

Und er ließ sich in die schwarzblanke Tiefe hinabgleiten, in der sich die Sterne spiegeln.

E n d e.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 8. Mai 1910.

(König Eduard † — König Georg der Fünfte — Verstimmungen.)

Selbst in unsrer hastenden Zeit, in der die Gedanken Millionen verschiedenen Zielen nachjagen, treten Augenblicke der Sammlung ein, die das Denken aller auf ein einziges Ereignis vereinigen. Es bildet sich der Eindruck, als stünde plötzlich alles Getriebe der Welt still. Solch eine Pause atemloser Spannung ist eingetreten, als die Welt die Nachricht durchheulte, König Eduard der Siebente von England habe sein Erdenwerk beendet. Wäre uns die Bedeutung dieses Königs nicht stets gegenwärtig gewesen, die Art, wie sein Hinscheiden die gesamte Welt erfaßte, hätte uns das Bekenntnis abringen müssen, daß hier ein Gewaltiger, ein Großer im weitesten Sinne vom Kampfplatz abgetreten ist.

Was bedeutete uns König Eduard? Selbst seine Gegner, gestehen an seiner Bahre, daß er kein Feind des deutschen Volkes als solchem war, ja, sie erklären seine dem Deutschen Reich feindliche Politik sogar aus der anerkennenden Bewertung der deutschen Nation als arbeitsame, Kultur erzeugende, aber grade deshalb dem britischen Reiche unbequeme Macht. Sein Argwohn gegen diese Macht wurde angeblich geweckt durch den jungen Führer der Deutschen, seinen Neffen Wilhelm von Hohenzollern, der zum Soldaten erzogen auch im Kreise von seinesgleichen den preußischen Soldaten stets hervorzukehren liebt und dessen impulsive Art den zwei Dezennien ältern Oheim zu stören wohl geeignet war.

Diese Erklärung des grade während der letzten zehn Jahre schroff hervorgetretenen deutsch-englischen Gegensatzes erscheint uns denn doch zu einseitig. Die knappen zwanzig Jahre Unterschied im Alter der beiden Fürsten sind kaum etwas andres als ein symbolischer Ausdruck des Vorsprungs, um den die britische Nation der deutschen in der Welt voraus war, und der Unterschied im Wesen der beiden Monarchen spiegelt nur den Unterschied zwischen den beiden stamhverwandten Völkern wieder. Beide waren Hüter der Interessen ihrer Völker, beide im Vertrauen auf die Völker Optimisten, beide strenge Hüter der Tradition und doch voneinander im Wesen verschieden. Die junge, fleißige, zu politischem Dasein erwachte Nation ist in Berührung gekommen mit der alten, im langen Kämpfen gereiften, die seit hundert Jahren gewohnt war, ihre Stellung in der Welt unangetastet, fast als sakrosankt betrachtet zu sehn. Der anhebende Wettstreit der stamhverwandten Völker wurde widerspiegelt in den wechselnden Beziehungen zwischen ihren Führern. In deren Wettstreit aber haben wir außerordentlich gewonnen! Aus dieser Überlegung heraus achten wir in dem Dahingeshiednen den klugen Gegner unsres eignen Tuns, der uns ein hervorragender Lehrmeister war. Um das Maß der Anerkennung, die wir dem großen Toten zollen, verringert sich indessen auch der Wert jener Vorwürfe, die bei dieser Gelegenheit von verschiedenen Seiten gegen die deutsche Reichspolitik der vergangenen zehn Jahre erhoben werden. Das Gesamtergebnis des zehnjährigen Ringens ist für uns trotz einiger Nackenschläge erfreulich. Die Entwicklung unsrer Industrie und des Handels ist ein wirklicher Siegeszug durch die Welt. Kaiser Wilhelm der Zweite hat sich durch die von ihm selbst anerkannte diplomatische Überlegenheit seines Oheims nicht von dem richtigen Wege abbringen lassen. Er ist ungeachtet der Anfeindungen im eignen Lande dem Ziel zugehritten, dem die Entwicklung unsrer Nation aus sich heraus folgerichtig zustrebt. An seinem zielbewußten Auftreten ist jeder Versuch gescheitert diese Entwicklung aufzuhalten. Es ist nicht gelungen einen europäischen Krieg heraufzubeschwören, der auch im Falle des Sieges Deutschland mindestens um ein Menschenalter zurückgebracht hätte. Allein vom Deutschen Kaiser hing es ab, die Kriege zu verhindern, in die uns die Gegner unsres Wohlstandes und unsrer Weltgeltung nur zu gern verwickelt hätten. Wenn deshalb Eduard der Siebente heute als ein Friedensfürst gefeiert wird, so wird die Geschichte einst den Nachweis erbringen, daß er es nur sein konnte, weil ihn sein kaiserlicher Neffe dazu gezwungen. In diesem Zusammenhange haben wir dem Dahingeshiednen auch zu danken, daß wir in einer Zeit ein kriegstüchtiges Volk geblieben sind, wo überall in der Welt alle Kräfte dem Erwerb materieller Güter fast ausschließlich zur Verfügung gestellt werden. Hätte König Eduard nicht versucht, die gesamten Mächte Europas gegen uns zu vereinigen und uns dadurch fortgesetzt beunruhigt, so wären vielleicht auch wir eingeschlafen und hätten uns vielleicht noch einseitiger nach den Bedürfnissen der Großgewerbe eingerichtet, wie es schon so der Fall ist. So aber stehn wir groß und gerüstet da zu Lande und auf der See und schauen ruhigen Auges in die Zukunft, die sich an das Auftreten des Erben der Krone und der Politik König Eduards knüpft.

In diesem Sinne begrüßen wir den neuen Herrscher der Briten, König Georg den Fünften. Sein Vater schuf sich und seinem Volk viele wertvolle Sympathien in der deutschen Nation. Sache des Sohnes wird es sein, ob er das deutsche und britische Reich in Freundschaft verbinden oder ob er fortfahren will, sich in den Deutschen einen Gegner zu erhalten, an dessen Entwicklung zur Ebenbürtigkeit sein Vater so großen Anteil hat. Ebenbürtige sollten Freunde sein, zum Vorteil für sich und zum Segen für die Umwelt.

König Georg V. von Großbritannien und Irland, Kaiser von Indien usw. ist am 3. Juni 1865 zu Marlborough-House in London geboren. Schon früh Seefadett auf einem britischen Schulschiffe, hatte Prinz Georg die Laufbahn des Marineoffiziers eingeschlagen; er befehligte ein in Westindien stationiertes Torpedoboot, als der Tod des älteren Bruders Albert Viktor, Herzogs von Clarence, im Jahre 1892 ihn heimrief und zum Thronfolger erhob. Gleich seinem königlichen Vater hat der jetzige Herrscher ausgedehnte Reisen unternommen, die ihn durch die ganze Welt, aber besonders in die englischen Kolonien führten. In der preußischen Armee wird der bisherige Prinz von Wales als Chef des Kürassierregiments Graf Reßler (Rheinischen) Nr. 8 geführt; er steht ferner à la suite des 1. Garde-Dragonerregiments und der Kaiserlichen Marine.

Königin Mary von Großbritannien und Irland entstammt dem württembergischen Königshause als geborene Fürstin von Teck. Sie ist die Tochter einer englischen Prinzessin Mary Adelaide, Gattin des Herzogs Franz von Teck. Am 26. Mai 1867 in London geboren, reichte Fürstin Mary dem Prinzen Georg am 6. Juli 1893 die Hand, nachdem sie bereits zur Gattin des verstorbenen Thronfolgers ausgerufen worden war. Die Ehe, der sechs Kinder entsprossen sind, gilt als äußerst glücklich. Die Kinder sind: der nunmehrige Thronfolger Prinz Eduard Albert (geb. 1894), die Prinzen Albert, Henry, George und John sowie die 1897 geborene Prinzessin Viktoria Alexandra.

Während der internationale Horizont durch das Hinscheiden König Eduards plötzlich ganz neue Farben bekommen hat, erscheint der der innern Politik noch unverändert grau in grau. Die im vorigen Heft festgestellten ungesunden Symptome haben sich während der abgelaufenen Woche noch erheblich verstärkt. Die Rücksicht auf die kommenden Wahlen nimmt allen bürgerlichen Parteien, sowohl im preußischen Landtage wie im Reichstage, Sicherheit und Bewegungsfreiheit.

Dieser höchst beklagenswerte Zustand hat im Reichstage auch die aus sachlichen Gründen vorhandene Neigung vergrößert, den Entwurf zu einem Reichswertzuwachssteuer-Gesetz von der Tagesordnung abzusetzen, um ihn erst im Herbst zur Verabschiedung zu bringen. Im Interesse einer Beruhigung weiter Kreise des Landes wäre zu wünschen, der Wunsch der Regierung ließe sich verwirklichen, den Entwurf noch vor der Sommerpause zu verabschieden. Es würde ein Agitationsstoff aus der Erörterung gezogen, der sehr wohl geeignet ist, die Stellung der einzelnen Parteien zueinander noch mehr zu verschärfen. Davon aber hätten nur die demokratischen Parteien, Zentrum und Sozialdemokratie dauernden Nutzen, während alle mehr national gesinnten Richtungen mit Einschluß des Freisinnus darauf angewiesen sind, eine Basis zur Verständigung untereinander zu finden. Je mehr Agitationsstoff im Lande gelassen wird, um so mehr müssen Konservative und Liberale leiden und mit ihnen — darauf aber kommt es an — die Nation. Nach Lage der Dinge ist es zunächst Sache der Konservativen sowohl im Reichstag wie im Landtag, sich innerhalb ihrer Partei darüber zu einigen, ob sie einer die liberalen Ansprüche berücksichtigenden Regierung Gefolgschaft leisten wollen oder nicht. Leider hat es den Anschein, als ob die Besonnenen in dieser Partei von einer temperamentvollen Übermacht jüngerer Elemente zur Seite geschoben werden sollen. Diese Tendenz tritt besonders scharf in der preußischen Landtagsfraktion zutage. Die Bemühungen des Herrn von Wedel-Biesdorf und seiner Freunde, die radikalen Bündler zum Kompromiß in der preußischen Wahlrechtsfrage zu bewegen, haben wohl vermocht, die Führer — wie es heißt, sogar Herrn von Heydebrand — für die Regierung zu gewinnen, aber nicht die Gefolgschaft. Die berühmte konservative Parteidisziplin wankt bedenklich — übrigens

eine längst vorausgesehene Folge ihrer Überspannung für die egoistischen Zwecke des Bundes der Landwirte.

Durch diesen Zustand wird auch eine Entscheidung der Nationalliberalen zugunsten des Kompromisses außerordentlich erschwert. Die Politik des Bundes der Landwirte geht darauf aus, die Liberalen vom Lande und aus den vom Lande abhängigen Städten zu vertreiben. Die Sozialdemokraten stören ihn noch nicht. Infolgedessen gilt es auf der einen Seite die Liberalen als unzuverlässig zu diskreditieren und auf der andern ihre wirtschaftliche Ohnmacht nachzuweisen. Daher auf der einen Seite die Ablehnung des „Bülowschen Blocks“ und auf der andern die Sperrung von Krediten an liberale Wähler seitens der landwirtschaftlichen Kreditinstitute. Darf bei einer solchen gespannten Lage die nationalliberale Partei es wagen, überhaupt in Verhandlungen mit den Konservativen zu treten? So sehr wir dem Kompromiß zustimmen und so sehr wir wünschten, die leidige Wahlrechtsfrage würde bald aus der Welt geschafft, so glauben wir doch die Haltung der Nationalliberalen nicht unbedingt verwerfen zu können, die vor dem Zusammengehen mit der konservativen Landtagsfraktion warnen, es sei denn, daß bindende Abmachungen für später unter Assistenz des Ministerpräsidenten zustande kommen.

Die Gründe sind folgende: Selbst das Zustandekommen der Reform auf der Basis des Kompromisses würde nach Ansicht jener Nationalliberalen die Reformfrage nicht zur Ruhe bringen, und die Einigung in dieser einen Frage würde eine Ausöhnung zwischen Deutsch-Konservativen und Nationalliberalen in absehbarer Zeit nicht herbeiführen. In jedem Falle aber gelänge es, die Nationalliberalen so sehr in den Augen ihrer Wähler verächtlich zu machen, daß sie bei den nächsten Wahlen kaum noch in nennenswerter Zahl in den Reichstag und das Abgeordnetenhaus einziehen dürften. Ein solches Ergebnis müßte aber als ein nationales Unglück empfunden werden, und zwar um so mehr, als auch die Freikonservativen entsprechend zurücktreten dürften. Es würde die wirtschaftliche Zukunft des Landes vollständig in die Hände der großen Interessenverbände legen und die kulturelle in die des Ultramontanismus. Demgegenüber möchten wir aber doch hervorheben, daß die Nationalliberalen unbedingt an Stärke und Ansehen im Lande gewinnen, wenn sie sich in dieser für die Regierung so überaus schwierigen Situation an deren Seite zu positiver Arbeit stellen. Eine solche Haltung würde zweifellos alle die rechtsstehenden Kreise, die mit der Haltung der Deutsch-Konservativen nicht einverstanden sind, den Nationalliberalen zuführen. Es gilt die Regierung zu stärken gegen den Ansturm von Bündlern, Zentrum und Demokraten — eine dankbare Aufgabe für nationale und liberale Männer.

Die Sozialdemokratie als Regierungspartei oder Ein Schwabenstreich. Die schwäbische Sozialdemokratie ist Regierungspartei geworden: wiederum ein guter Schwabenstreich! Die württembergische Volkstammer hat nämlich soeben die letzte Hand an die neue Bauordnung gelegt. Das Werkwürdigste dabei ist nicht etwa dieser oder jener Winkel des Lichteinfalls in Straßen und Häuser, sondern der „tote Winkel“ der Volkswirtschaft, worin gewisse „fortschrittliche“ Abgeordnete verharrten, und der neue politische Schwinkel, worin die Sozialdemokraten erschienen. Regierungsfähig, zweifach regierungsfähig hat sich die württembergische Sozialdemokratie gezeigt: sie ging in den wichtigsten Bestimmungen des Gesetzes am schönsten mit der königlichen Regierung einig, und: ihre Wortführer haben unter den Rednern des Hauses das Wohnungswesen, dieses wichtigste Gebiet der Staatswirtschaft, am sichersten beherrscht. Sichere Beherrschung ist doch wohl: Regierungsfähigkeit.

Regierungsfähig ist sie diesmal; hoffähig war sie schon. Regierungsfähig durch Sozialverständnis; hoffähig durch — demokratischen Grundsatz. Aus den Erklärungen der vielberufenen Hofgänger vorigen Herbstes klang ja deutlich genug eine rein demokratische Logik heraus: „Die große Mehrheit des württembergischen Volkes will einen König und ein Königtum; dem Willen dieser Volksmehrheit ordnen wir uns unter durch den Besuch im Schloß Friedrichshafen ebenso wie durch das Verfassungsgelübde im Ständesaal.“ Ohnehin verbindet man in Schwaben je länger je lieber mit dem Begriff der Demokratie eine gewisse scharmante Hoffähigkeit.

So geht's im besondern und so fürwahr sieht's aus im allgemeinen, wenn wir die „Sozialdemokratie“ fein ordentlich in ihre zwei Teile „Sozial“ und „Demokratie“ auseinander nehmen. Brauchen denn die beiden überhaupt einander? Geben sie ein richtiges Pärchen ab? Oder ist sich nicht jedes selbst genug? Sozial heißt doch: Einer für alle und alle für einen; demokratisch heißt: Alles fürs Volk und alles durchs Volk. Kommt nicht beides nun schlicht und recht auf eines und dasselbe hinaus? Nämlich darauf: Gesundheit des Körpers, des Volkskörpers, nur bei gleichem Gedeihen aller Glieder! Welchen weiteren Sinn übers Soziale oder Demokratische hinaus soll das Sozial-Demokratische noch haben? — Seltsam! Nicht einen weiteren, sondern einen engeren Sinn: nur die Partei der vernachlässigten Glieder will die Sozialdemokratie sein, die Partei des kleinen Mannes. Und so streckt sich diesmal nicht der Mann nach der Decke, sondern die Ramendecke streckt sich nach dem kleinen Mann. Sei es denn! Andere Parteien sind ja auch etwas anderes als sie heißen. Man hat überhaupt heute wenig Glück und Geschick mit Parteitaufen; vorzeiten war man geschickter und sagte z. B. anstatt Sozialdemokratie eben Bundschuh oder Armer Konrad.

Der Arme Konrad nun — um vom Namen zur Sache zurückzukehren — muß umdenken lernen und — er lernt es. Bisher dachte er: Alles Leben sowohl des Geschöpfes wie der ganzen Gesellschaft besteht aus Erwerb und Verbrauch, genau: aus Krafteinnahme und Kraftausgabe, noch genauer: es besteht in dem Umsatz einer Kraft in die andere; noch besser: in der Erzeugung der höheren Kraft durch die niedrige. Richtig gedacht! Par exemple und par excellence: im Zeugungsakt selbst. Demnach und weil's den kleinen Leuten am nächsten zu liegen scheint, daß sie sich gegen den Großen zusammentun, hat sich einerseits zum Vorteil des Erwerbs oder der Krafteinnahme die Kaufgenossenschaft gebildet, namens Konsumverein, andererseits zum vorteilhaften Beding der Kraftausgabe oder der Arbeit die Arbeitsgenossenschaft, mit Namen Gewerkschaft. Aber warum diese grassierenden Formen von Genossenschaft, diese Hoffnung des kleinen Mannes, in dem halben Jahrhundert ihres Daseins nur Augenblicks- und Scheinerfolge gebracht, warum, laut Urkunde durch sozialdemokratische Führer selbst, weder die Lohnerhöhungen der Gewerkschaften noch die Ersparnisse der Kaufgenossenschaften dem Armen Konrad gründlich helfen, dieses Rätsel wäre nun des vornehmlichen und endgültigen Zerbrechens demokratischer und sozialer Köpfe wert.

Und siehe! Eben um das Stück Weges, das sie jetzt mit der königlichen Regierung ging, ist die schwäbische Sozialdemokratie bewußter als je auch der Lösung jenes Rätsels näher getreten, hat in der Einschränkung des Bauwuchers die Erleichterung des Rentendruckes, im Kampf ums Wohnrecht des kleinen Mannes auch den Kampf ums Bodenrecht des ganzen Volkes gesichtet. Dies war an ihrem Schwabensreich das Beste; und wenn sie nächstes Mal gar jenes Schwert in die Hand nähme, das der Meister Henry George geschmiedet hat,

und „Schwingt es auf des Reiters Kopf“, dann „haut es durch bis auf den Sattelnknopf“.

Professor P. Feucht

Neue Napoleon-Literatur. In Heft 48 des vorigen Jahrgangs der „Grenzböten“ haben wir auf die Kircheisensche Auswahl der Briefe Napoleons*) hingewiesen, von denen uns damals der erste Band vorlag. Heute können wir über den zweiten und den das Werk abschließenden dritten Band berichten und unser Lob auch auf sie ausdehnen, denn sie verraten nicht minder als der erste die glückliche Hand des Herausgebers bei der Sichtung und Auswahl einer so überreichen Korrespondenz. Die drei Phasen des gewaltigsten aller menschlichen Lebensläufe, Napoleons Aufstieg, seine Glanzzeit und sein Niedergang, ergaben notwendig die Verteilung des Stoffes auf drei gleich starke Bände, und man darf wohl sagen, daß die in jedem Bande gebotenen Briefe das jedesmalige Charakterbild des Kaisers in allen wesentlichen Zügen wiedergeben.

Bot uns der erste Band Gelegenheit, den ersten Flug des jungen Adlers zu verfolgen und seine Triumphe auf den Schlachtfeldern Italiens und des Orients mitzufeiern, so sehen wir im zweiten unsern Helden im raschen, unaufhaltbaren Aufstieg zum Zenith seines Lebens — und seines Glücks. Er wird Erster Konsul und Kaiser, die Karte Europas verändert sich unter seinen Händen, mit einem Federzuge löscht er Dynastien aus, deren Rechte auf ewig geheiligt und gesichert erschienen, er verteilt Kronen an seine Verwandten und Kameraden. Aber die Clique, die er aus dem Nichts emporgehoben hat, hängt sich ihm wie Ballast an die Schwingen, er merkt mit schlecht verhohlenem Verdruß, daß er Alltagsmenschen wohl zu Königen, aber nicht zu Genies machen kann, und daß sie auch im Purpur Philister oder Leichtfüße bleiben. Er merkt aber auch, daß es leichter ist, Länder zu erobern, als sie zu regieren; seine Mitarbeiter versagen angesichts der immer größeren Aufgaben und zwingen ihn, alle wichtigen Arbeiten des Diplomaten, des Gesetzgebers, des Verwaltungsbeamten, ja des Geheimpolizisten selbst zu verrichten. Er beginnt, die Menschheit, die er beglücken wollte, zu verachten, seine Brutalität nimmt unheimliche Formen an. Sein Haß gegen England wächst und verblendet ihn immer mehr. Hier haben wir schon die Exposition des Dramas, dessen Schlußakt auf St. Helena spielt! Und dieses Drama nimmt, wie wir aus dem dritten Bande mit erschrecklicher Deutlichkeit erkennen, einen ebenso folgerichtigen wie schnellen Verlauf.

Er ist von der Unfehlbarkeit seiner Politik überzeugt und ist bereit, ihr alles aufzuopfern, was sich ihr in den Weg stellt. Sogar die Geliebte seiner Jugend, Josephine, muß weichen und der Tochter des eben erst von ihm besiegten Kaisers von Oesterreich ihren Platz auf dem Throne einräumen. Sein Ehrgeiz kennt keine Grenzen mehr, selbst der Papst, der sich der Einverleibung des Kirchenstaates in das Kaiserreich widersetzt, bleibt nicht vor dem Schicksal bewahrt, als Gefangener abgeführt zu werden. Aber das Kriegsglück zeigt sich dem einstigen Liebling treulos: bei Aspern muß er zum erstenmal den Rückzug antreten. Und nach einer Weile versagt Rußland, der „Sekundant gegen England“. Es muß gezüchtigt und unter die Botmäßigkeit des Zürnenden gestellt werden. An die Möglichkeit eines Mißerfolges scheint Napoleon gar nicht zu denken. Mehr von der Natur als den Streitkräften des Riesenreiches besiegt, kehrt er zurück. Aber er rafft sich noch einmal auf und liefert den deutschen Heeren blutige Schlachten. Umsonst! Mit dem Glauben an sein Glück ist auch seine Unbesiegbarkeit dahingeschwunden. Rasch

*) Robert Luz, Stuttgart, 3 Bände, geh. zu je 5,50 M., geb. 7 M.

folgen sich die Ereignisse von 1814, Fontainebleau, Elba, die hundert Tage und endlich Waterloo. Und das Unglaubliche geschieht: der fanatische Feind Englands sucht Zuflucht auf einem britischen Schiff! Und dann folgt St. Helena und die sechsjährige Passionszeit, die eigentlich nichts anderes ist als ein langsamer, qualvoller Tod unter den Händen eines niederträchtigen Buben! Man liest die Briefe dieses dritten Bandes mit einer von Seite zu Seite wachsenden Spannung und legt das Buch erschüttert aus der Hand. Man hat die Empfindung, als sei man ein Augenzeuge der größten Tragödie der Weltgeschichte gewesen.

Wir verknüpfen mit der Ankündigung dieser Briefsammlung den Hinweis auf ein anderes Monumentalwerk der Napoleon-Literatur, das unter dem Titel „Napoleons Leben. Von Ihm Selbst. Übersetzt und herausgegeben von Dr. Heinrich Conrad“ ebenfalls bei Robert Luz in Stuttgart zu erscheinen beginnt*). Der Herausgeber hat sich zur Aufgabe gemacht, alle authentischen schriftlichen und mündlichen Äußerungen des Kaisers zu einer Autobiographie zu vereinigen, die, soweit wir nach dem uns vorliegenden ersten Bande urteilen können, alle zeitgenössischen Memoirenwerke, sogar das berühmte „Mémorial de Saint-Hélène“ von Las Cases, in den Schatten stellen dürfte. Die erste, sechs Bände umfassende Abteilung wird unter dem Titel „Meine ersten Siege“ Napoleons Tätigkeit bis zum Siege von Marengo schildern, und zwar in der Hauptsache auf Grund der uns von Montholon, Gourgaud und Bertrand überlieferten Diktate des Gefangenen von St. Helena. Die zweite Abteilung, „Ich, der Kaiser“, behandelt in drei Bänden die Glanzzeit des Imperators und den sich langsam vorbereitenden Niedergang. Hier beruht die Darstellung auf seinen Bulletins, seinen Briefen, kürzeren Diktaten und den mündlichen Mitteilungen an Leute, die Tagebücher führten und sie dem Kaiser zur Kontrolle vorlegten. Die dritte Abteilung endlich, die nur aus einem Bande besteht, enthält, wiederum nach Napoleons Diktaten, den Schlußakt seines Lebensdramas unter dem Titel „Meine letzte Niederlage“.

Was uns bei dem ersten Bande besonders auffällt, ist Napoleons Virtuosität in der Beherrschung der Sprache, die wir dem Manne der Tat kaum zugetraut hätten, und die wunderbare Klarheit, mit der er uns politische und militärische Situationen verständlich macht und dem Laien einen Einblick in die Werkstatt seines gewaltigen Genies gewährt.

J. R. Haerhaus

Die häuslichen Arbeiten. Eine befremdliche Äußerung fiel vor einiger Zeit in einer Versammlung sächsischer Gymnasiallehrer. Dort behauptete ein Redner, ein gut beanlagter Schüler eines Gymnasiums habe über die Tage Buch geführt, an denen er zu Hause Schularbeiten hätte machen müssen; und dabei habe sich ergeben, daß dies nur an hundertfünfzig Tagen im Jahre erforderlich gewesen wäre. Sehr eingehend war in der Tagespresse über die Versammlung berichtet worden. Aber nirgends fand sich auch nur eine Andeutung darüber, wie die befremdliche Äußerung aufgenommen worden war. Vor kurzem wurde in einer anderen, von Eltern abgehaltenen Versammlung vorgeschlagen, über das Maß der unserer Schuljugend zuzumutenden häuslichen Arbeiten sollten nur Lehrer entscheiden, die selbst mehrere die Schule besuchende Kinder hätten. Nur sie vermöchten zu sagen, was von den Kindern ohne Überanspannung ihrer geistigen und körperlichen Kräfte an solchen Arbeiten verlangt werden könne. Alle übrigen Lehrer tappten hierüber im Dunkeln, zumal sich die Erinnerung an die eigene Schulzeit, soweit

*) In 10 Bänden, geh. zu je 6 M., geb. 7 M., in Halbfranz 8,50 M. Dieser Subskriptionspreis wird nach Erscheinen des 3. Bandes erhöht werden.

sie sich auf deren Schattenseiten erstreckt, nur allzu schnell zu verwischen pflege. Wahrscheinlich sind die mit Schulkindern gesegneten Lehrer in der Versammlung der sächsischen Gymnasiallehrer entweder garnicht oder nur sehr schwach vertreten gewesen. Denn sonst hätte bei ihnen die befremdliche Äußerung einen Sturm der Entrüstung auslösen müssen, denselben Sturm der Entrüstung, den sie bei allen Eltern entfacht hat, die mit ihren Kindern die Schulorgen teilen. Wie kann der Stellung eines begabten Schülers zu den häuslichen Arbeiten überhaupt eine grundsätzliche Bedeutung beigegeben werden? Entscheidend ist die durchschnittliche Beanlagung der Schüler; diese ist fast überall doch recht mäßig. Und zum anderen: infolge des gegenwärtigen Standes des Unterrichts auf den höheren Schulen ist es selbst bei einem begabten Schüler durchaus ausgeschlossen, daß er nur hundertfünfzig Tage im Jahre zu Hause zu arbeiten braucht. Wo sind die Eltern, die nicht mit ihren Kindern unter der Last der häuslichen Arbeiten seufzen?

Vor etwa zwanzig Jahren erwiderte der Leiter eines preußischen Gymnasiums einer Mutter auf ihre Klage, der Junge müsse zuhause so viel arbeiten: „Ja, meine Gnädigste, das geht nicht anders; auf den häuslichen Arbeiten liegt der Schwerpunkt des Unterrichts.“ So war es damals in der Tat. Schuld waren die überfüllten Klassen. Bald setzte jedoch mit Erfolg eine Bewegung für Klassen ein, in denen dank einer geringeren Schülerzahl alle Schüler gleichmäßig bei der Sache gehalten werden konnten, so daß es vielfach gelang, den Schwerpunkt des Unterrichts wirklich in die Schule zu verlegen. Aber der von Jahr zu Jahr zunehmende Bildungsdrang des deutschen Volkes machte dem normalen Zustande bald wieder ein Ende. Neue Gymnasien, für die als höchste Zahl einer Klasse fünfundzwanzig bis dreißig Schüler in Aussicht genommen worden waren, sahen sich genötigt, vierzig Schüler und mehr in einer Klasse zuzulassen. Und hier kann der Lehrer sich glücklich schätzen, wenn es ihm gelingt, in einer Unterrichtsstunde an jeden Schüler wenigstens eine Frage zu richten. Ganz naturgemäß, daß der Schwerpunkt des Unterrichts sich wieder mehr und mehr auf die häuslichen Arbeiten verlegt, diese wieder drückender werden und aufs neue die Gesundheit der Schuljugend bedrohen.

Indessen Gegner aller und jeglicher häuslicher Arbeiten bin ich beileibe nicht. Sie scheinen mir vielmehr so notwendig zu sein, daß ich ihrer Beseitigung aufs heftigste widersprechen würde. Nicht nur als Ergänzung des Unterrichts, sondern auch als Mittel zur Bildung des Charakters sind sie unerlässlich. Auch zur Selbständigkeit soll die Jugend erzogen werden, und dies geschieht mit auch dadurch, daß die in der Schule empfangenen Gedanken in den häuslichen Arbeiten sozusagen verarbeitet werden. Hierzu fehlt unseren Jungen aber außer der erforderlichen geistigen Frische auch die nicht minder notwendige Zeit.

Erst nach fünf Stunden werden außerhalb Preußens unsere Jungen am Vormittag aus dem Unterricht entlassen; und an manchen Tagen der Woche haben sie sich in der Klasse auch noch nachmittags für zwei Unterrichtsstunden einzufinden; nicht etwa für den Unterricht in den leichten Fächern, alsda sind Turnen, Zeichnen oder Singen, sondern auch für den Unterricht in den schwersten Fächern, wie Latein und Mathematik. Seitdem in Preußen auf den höheren Schulen mit der Einführung der Kurzstunde der gesamte Unterricht auf den Vormittag verlegt worden ist, kehrt dort die Schuljugend sogar erst nach sechs Stunden nach Hause zurück. Angenommen, sie erfreute sich eines ausreichend gesunden Schlafes, was heute jedoch nur für die Minderheit zutrifft, was kann sie am Nachmittag und Abend noch vor sich bringen, wenn ihre geistigen wie körperlichen

Kräfte in der Klasse bereits vollkommen verbraucht worden sind? Soll die übermäßige Anstrengung nicht zu einer Überreizung der Nerven und damit zu einer verhängnisvollen nachhaltigen Schädigung der Gesundheit führen, bleibt den Eltern nichts anderes übrig, bei den häuslichen Arbeiten zu helfen. Tun sie es nicht, so arbeiten die Jungen nach einem sechs- oder sogar achtstündigen Unterricht in der Schule noch bis in den späten Abend hinein und ringen, nachdem sie zur Ruhe gegangen sind, weil übermüdet, noch lange vergeblich mit dem Schlaf. Wie oft glauben z. B. die Lehrer bei der Rückgabe der deutschen Aufsätze sich gegen die Hilfe der Eltern aussprechen zu müssen? Ja, wo sollen denn bei den Schülern die erforderlichen Gedanken herkommen, wenn das Gehirn beständig abgepannt ist und mit diesem außer dem Aufsatz noch verschiedene andere Arbeiten zu erledigen sind? Je mehr die Eltern aber helfen, desto mehr werden die Jungen dahin gebracht, bei den häuslichen Arbeiten nach Anlehnung zu suchen, desto unselbständiger werden sie auch später im Leben draußen sein. Es ist in der That so: die Bedingungen, unter denen heute die häuslichen Arbeiten erledigt werden, unterbinden vollkommen die Erziehung des heranwachsenden Geschlechts zur Selbständigkeit.

Und doch könnten auch in erzieherischer Hinsicht die häuslichen Arbeiten ihren Zweck durchaus erfüllen. Wir brauchten nur dem Beispiele Englands und Frankreichs zu folgen. In beiden Ländern wird in diesen Arbeiten weises Maß gehalten, außerdem für sie aber von den sechs Werkeltagen der Woche noch ein ganzer Tag freigegeben. Allerdings soll in Frankreich dieser Tag vornehmlich auf den Religionsunterricht daheim verwandt werden, da das Gesetz diesen Unterricht aus den öffentlichen Schulen ausschließt. Aber zweifellos wird der freie Werkeltag auch hier wie in England zur Erledigung der häuslichen Arbeiten benutzt. Würden bei uns an den übrigen fünf Werkeltagen nur häusliche Arbeiten leichtester Art anzufertigen sein, auf die der mäßig begabte Schüler höchsten dreißig bis vierzig Minuten verwenden sollte, der freie Werkeltag aber den ernstern und schwierigeren Arbeiten gehören, so könnten die Eltern mit gutem Gewissen jeden Versuch ihrer Jungen zurückweisen, sich bei der Anfertigung der häuslichen Arbeiten an sie anzulehnen. Denn geistige Frische und Zeit würden nun für diese in ausreichendem Maße vorhanden sein. Nur wenige Monate brauchten die Eltern fest zu bleiben und die Mehrzahl der Schüler würde auf eigenen Füßen stehen und die Erziehung zur Selbständigkeit auch seitens der Schule aufs glücklichste angebahnt sein.

Nach dem Geschmaç der Fachmänner wird freilich der hier vorgeschlagene schulfreie Werkeltag nicht sein. Erheischt doch die Streichung eines ganzen Schultages und die außerdem noch unerläßliche Beschränkung der häuslichen Arbeiten eine gewaltige Kürzung des gesamten Unterrichtsumfums. Und wer kann dazu die Hand bieten? Warum soll aber ein solcher Schritt unmöglich sein? Nicht Männer, die viel wissen, braucht die deutsche Nation zur Sicherstellung ihrer Zukunft, sondern Männer, die in ihrem Beruf viel können, also tüchtig sind. Die Tüchtigkeit beruht aber noch lange nicht auf dem vielen Wissen, sondern auf klarem Denken und festem Charakter. Dem klaren Denken ist das Vielwissen oft eher hinderlich als förderlich, und fester Charakter bildet sich, indem die Jungen lernen sich auf sich selber stellen und vertrauen. Die Engländer haben es von jeher vermieden, das heranwachsende Geschlecht mit vielem Wissen vollzupropfen. Sie sind immer dessen zufrieden gewesen, wenn in gesundem Körper ein gesunder Geist gesteckt hat. Sind sie darum hinter den anderen Nationen zurückgeblieben? Auch heute noch nehmen sie dieselbe imponierende Stellung wie vor hundert Jahren und früher ein; und was auf die anderen Nationen den größten Eindruck

macht, das ist, von kleinen Entgleisungen, wie wir sie in der letzten Zeit erlebt haben, abgesehen, ihr nüchterner klarer Sinn und ihr ungewöhnliches Vertrauen auf die eigene Kraft. Nur gar zu gern weisen wir Deutsche auf England als Vorbild hin. Warum folgen wir seinem Beispiele nicht auch in der Schulfrage, wenigstens hinsichtlich der häuslichen Arbeiten, indem auch wir in diesen Arbeiten weises Maß halten und zum anderen für sie einen Werkeltag frei halten? Denn irrig ist, das sagen wir noch einmal, die in der Versammlung der sächsischen Gymnasiallehrer vorgetragene Ansicht, daß die Schüler unserer höheren Schulen nicht mehr mit häuslichen Arbeiten überbürdet werden. Sie sind es vielmehr in hohem Maße.

Carl von Wartenberg

Im Verlag des Handwörterbuchs, bei Gustav Fischer in Jena, gibt Professor Dr. F. Conrad, einer der vier Leiter des gewaltigen Unternehmens, seinen bewährten „Grundriß zum Studium der politischen Ökonomie“ heraus. Von der fünften erweiterten und ergänzten Auflage ist Ende vorigen Jahres der dritte Teil: Finanzwirtschaft, erschienen. Die Kritik der Reichsfinanzreform schließt mit den Sätzen: „Der Rückblick auf die bisherige Entwicklung des Reichsfinanzwesens kann nur zu der Überzeugung führen, daß der Reichstag sich in dieser Hinsicht seiner Aufgabe in keiner Weise gewachsen gezeigt hat, sondern fortdauernd die Vorschläge der Reichsregierung verschlechtert und diese verhindert hat, die rechten Wege zu gehen. Da aber der Reichstag aus dem allgemeinen direkten Wahlrecht hervorgegangen ist, so fällt die Schuld des Ergebnisses auf das Volk selbst zurück.“ Meiner Überzeugung nach kann eine Versammlung von dreihundert bis vierhundert Köpfen, bestände sie auch aus lauter politischen Genies, weder berufen noch befähigt sein, organische Gesetze zu schaffen. Wie ich mir die richtige Gesetzgebungsmaschinerie eingerichtet denke, habe ich in dem (bei Rütten und Loening in Frankfurt a. M. 1909 erschienenen) Büchlein „Die Partei“ Seite 115 bis 117 beschrieben.

C. Jentsch

